



Ein zu Allerheiligen mit Blumen geschmücktes Grab in Barcelona.

EMILIO MORENATI / AP

Heute ist Allerheiligen – aber wer weiss das noch?

Es nützt nichts, der verblichene Wirkung christlicher Feste nachzutruern – Rituale, die gesellschaftliche und existenzielle Wirksamkeit entfalten sollen, müssen von Leben erfüllt sein. Gastkommentar von Hanspeter Schmitt

Als Vater vor vier Jahren starb, legte er uns an Herz, ihn nicht im Grab zu suchen. Denn er sei auch nach seinem Tod in unseren Gedanken, Beziehungen und Begegnungen präsent, und bei Bedarf würde er sogar etwas «mitmischen». In unserer Familie besteht an dieser Form seiner Gegenwart in der Tat kein Zweifel, auch wenn sie nicht mehr so leicht greifbar und offensichtlich ist wie zu seinen Lebzeiten. Trotzdem suche ich immer wieder sein Grab auf, verweile dort eine Zeitlang, entzünde meistens eine Kerze, nicht zuletzt um dem Bewusstsein seines fortwährenden Wirkens unter uns und seiner bleibenden Bedeutung einen persönlichen Ausdruck zu geben.

Gemeinsamer Gang zu den Gräbern

Vor einigen Jahrzehnten war ein solches persönliches Gedenken noch eingebunden in den Vollzug kollektiver Riten. Ihr Mitvollzug war in einer Weise kulturell verbindlich und eingeübt, dass man sich dem kaum entziehen konnte.

Aber diese Riten verbanden die Menschen unseres Kulturkreises auch. Durch den gemeinsamen Gang zu den Gräbern und die dort gefeierten Rituale vermittelte sich die Bedeutung elementarer Grunderfahrungen des Lebens und Sterbens. Man bestärkte sich in dem Bewusstsein und in der Hoffnung, dass ein bleibendes Miteinander zwischen den jetzt Lebenden und den schon Gestorbenen bestehe und dass in dieser Weg- und Schicksalsgemeinschaft noch Bedeutsames ausgetauscht, gelöst und bewirkt werden könne.

Nicht nur dieses christlich getragene kollektive Erinnern, das traditionsgemäß Anfang November an Allerheiligen und Allerseelen begangen wurde, hat sich kulturell schlechend verflüchtigt. Genau so ist es anderen christlichen Riten ergangen, die vormals mittels ihrer Botschaft und ihrer Zeichen dazu dienten, Sinn und Hoffnung zu stiften.

Angesichts der Offenheit, der Grenzen und der Zerbrechlichkeit menschlicher Existenz, aber auch im Bewusstsein von Zufriedenheit und Glück machten sie anschaulich und verstehbar, wie «Erde und Himmel» zusammenhängen: Wo hat die Schöpfung, wo hat die irdische Reise ihren Anfang, wohin zielt sie? Und welcher Sinn trägt unser Dasein im «Grossen und Ganzen» oder dann, wenn Prestige und Konsum allein nicht erfüllend sind?

Es nützt nichts, der einstigen Wirkung christlicher Feste phantasielos nachzutruern. Ihr Verschwinden hat mit der Öffnung von Kultur und Biografien für unterschiedlichste Sinn-, Ritus- und Weltanschauungsangebote zu tun, genau wie mit der Freiheit und der Würde von Menschen, sich auch in ihren existenziellen Lagen und Sinnfragen selbstbestimmt zu orientieren. Das Bedürfnis nach Sinn, der die eigene Existenz über alle Grenzen trägt und Diesseitiges mit den Sphären jenseits davon verbindet, besteht weiterhin. Es sucht sich aber alternative Formen der Feierlichkeit und Gestaltung.

Halloween ist hierfür das jüngste Beispiel, auch wenn im grellen Marketing und in der Partylaune dieses Events das originäre Motiv eines Austausches mit guten wie beängstigenden Geistern und ihrer «Bändigung» unterzugehen droht. Wer aber professionelle schamanische Kurse besucht, sorgsam gestaltete Sonnwendfeiern erlebt oder am tiefen Ernst ganzheitlicher Initiations-, Reinigungs- und Abschiedsrituale teilhat, der erfährt die Vitali-

Das Bedürfnis nach Sinn sucht sich alternative Formen der Feierlichkeit und Gestaltung.

tät unverbraucher Wege. Alltag und Leben zu transzendieren: Destruktives überwinden; sich selbst annehmen, zugleich über das eigene Ego hinausgehen; eins werden mit den universalen Prozessen des Reifens und Liebens. All das wird heute über ursprüngliche wie innovative Medien des Spirituellen vermittelbar.

Das ist keine Absage an kirchliche Riten und Liturgien, legt aber ihre Probleme offen: Werden sie «eingefroren» tradiert, sprich: in Form und Inhalt erstarrt, lebensfern, gar unverständlich oder behelrend, verlieren sie den Anschluss an die ästhetische, existenzielle und spirituelle Grammatik ihrer Epoche. Ihr Sinn vermittelt sich so nicht!

Begreifen, was uns ergreift

Dabei böte die christliche Kunstgeschichte Beispiele für gelungene Vermittlung: Gaudís berühmte Sagrada Família in Barcelona etwa oder Bilder und Kapitelle mittelalterlicher Kirchen knüpfen gezielt an die Ästhetik und Vorstellungswelt ihrer Zeiten an. So erschliessen sie überaus eindrücklich eine christliche Deutung der heilsamen Interaktion irdischer, geistiger und göttlicher Kräfte. Die Bedingung dafür aber ist, vom symbolischen Ausdruck und von den Riten der jeweiligen Zeit zu lernen, anstatt sie überheblich und pauschal als säkular oder bedeutungslos abzutun.

Kirchliche Basis- und Jugendbewegungen sind hier längst weiter als Kirchenleitungen, die formalistisch auf die festgelegten Abläufe und dogmatisch verschlüsselten Textbestände ihrer Liturgien pochen. Andersorts hingegen wirken einfache Worte, atmosphärisch verbindende Klänge, Stille und nahbare Begegnungen nachweislich inspirierend und grenzübergreifend anziehend. Lebensweltlich geübte Bild-, Klang-, Sprach- und Bewegungsformen machen die Symbolkraft verwendeter Zeichen und Gesten wieder spürbar. Ihre tiefe Bedeutung tritt sinnlich hervor! Das «ergreift» Beteiligte und lässt jenen Sinn ahnen, der nicht vollends «begriffen», aber gefeiert werden kann.

Hanspeter Schmitt ist Professor für Moraltheologie an der Theologischen Hochschule Chur.

Es knallt. Der Schüler schmettert seine Pultklappe heftig zu und gibt seinen Mitschülern Handzeichen. Solche Performances sind bei ihm Alltag. Er verlässt das Klassenzimmer, wenn es ihm gefällt, stört durch Zwischenrufe oder legt einen Gangsta-Rap ein, wenn es ihm passt. In den Augen der Mitschüler ist er ein cooler Typ. Das Lernklima dieser vierten Klasse wird jedoch empfindlich gestört. Die Lehrpersonen sind verzweifelt. Mithilfe eines Kompetenzrasters wird das Verhalten dieses Schülers erfasst. Das Resultat: Es fehlt ihm an Sozialkompetenz. Ein Beobachtungsbogen aus seiner Kindergartenzeit bestätigt den Befund.

Die Eltern werden zitiert, ein Schulsozialarbeiter schaltet sich ein, und sonderpädagogische Massnahmen werden erwogen. Schliesslich wird ein partielles Time-out verordnet. Der Schüler sei untragbar. Den Eltern wird ein Wechsel in eine Privatschule empfohlen – pikant: Seine Schulleistungen sind gut, auch wird ihm eine hohe Intelligenz und grosse Lernbereitschaft bescheinigt.

Eine Klasse ist kein Team

Die Schule hat sich in den letzten sechzig Jahren gewandelt. Während früher eine Lehrperson eine Schar von oft über vierzig Kindern befehligte und im Klassenzimmer als kleiner König amtierte, kümmern sich heute mehrere Pädagogen, Sonderpädagogische und Assistenten um die einzelnen Schüler. Bei Fehlverhalten sind nicht Körperstrafen und Moralpauken die Folge, sondern man kümmert sich um das störende Kind. Die Lehrperson versteht sich als Coach. Es geht darum, ihn oder sie dank Gesprächen zur Einsicht zu bringen, seine Sozialkompetenz zu fördern, damit die individuell gesetzten Lernziele erreicht werden. Eigenständigkeit und Teamarbeit wird gefordert.

Der Lehrer als Oberbandenführer

Disruptive Verhaltensweisen im Klassenzimmer sind oft nicht Ausdruck eines personalen Defizits oder mangelnder Sozialkompetenz, sondern einer schwachen Präsenz der Lehrperson. Gastkommentar von Allan Guggenbühl

Solche und weitere überfachliche Kompetenzen sind ein Kriterium für den Schulerfolg. Genügt ein Schüler nicht, dann erhält er individuelle Betreuung, eine Diagnose oder eben ein Time-out. Dieser Schulstil ist sicher menschlicher als die Raute und harsche Disziplinarmaßnahmen eines Alleinherrschers. Die Defokussierung bei der Lehrperson hat jedoch die Wahrnehmung der Schüler und Schülerinnen verändert. Schulbesuch ist für sie nicht primär ein Anpassungs-

akt gegenüber einem Erwachsenen, sondern es geht um einen Gruppenanschluss. Es gilt, sich vor Mitschülern zu profilieren. Wen kann man beeindrucken? Hat man Feinde? Freunde? Man muss sich in einer Zwangsgemeinschaft behaupten, die sich einem staatlichen Diktat fügt. Eine Klasse als Team anzusprechen, ist Schönfärberei, denn die Schüler haben sich nicht selbst gewählt. Sie sind internen Machtkämpfen, Intrigen, Performances und Mobbing ausgesetzt. Wie man sich am besten

verhält, wird von der Gruppendynamik beeinflusst und hat oft einen losen Zusammenhang mit den deklarierten Sozialkompetenzen.

Lehrpersonen haben darum einen doppelten Auftrag. Sie sind nicht nur Coaches, sondern auch Oberbandenführer. Die zweite Aufgabe erfordert die Bereitschaft, sich zu exponieren, den Umgangston festzulegen und Konflikte durchzustehen. Es gilt, sich als Führungsperson vor der Klasse zu behaupten, Aufmerksamkeit einzufordern und Beziehung zu ermöglichen. Schüler gehen zu Persönlichkeiten in die Schule, die Forderungen stellen, sie prägen und über die man sich aufregt. Ihr Verhalten widerspiegelt den Einfluss der Lehrperson.

Schüler wollen geführt werden

Wichtig ist eine Stärkung der Lehrperson als Leitfigur, die dank Geschichten, Ritualen, Bildungsinhalten, Frontalunterricht und Singen zum Repräsentanten der schulischen Ordnung wird. Versteht eine Lehrperson die Führung zu übernehmen, dann steigt die Toleranz der Schüler und Schülerinnen untereinander. Störungen werden reduziert, weil sich inkompatible Persönlichkeitsdifferenzen neutralisieren. Diversität, Inklusion und individuelle Förderung sind eher möglich, da der Umgang von einer erwachsenen Autorität festgelegt wird. Das Lernen wird weniger als Auseinandersetzung mit Inhalten, die Erwachsenen wichtig sind.

Allan Guggenbühl, Psychologe und Psychotherapeut, leitet das Institut für Konfliktmanagement und Mythodrama in Zürich. Er ist Autor des Buches «Vergessene Klugheit – wie Normen uns am Denken hindern».